

„17. Juni, 11.00Uhr, St. Martin: Sommerfest mit Vorstellung der neuen Konfirmanden und Einweihung des neuen Gemeindehauses.“ So stand es über Monate in meiner Kalender. Dann kamen erste Unsicherheiten auf: „Die Architekten würden sich über einen späteren Termin freuen“, hieß es. „Vielleicht sei bis dahin noch nicht alles ganz fertig...“ Dann wurden die Zweifel immer konkreter: Die Büros hätten nun Priorität. Die seien dann schon umgezogen, aber der Rest – der sei nicht zu schaffen.

Ich strich den zweiten Teil meines Kalendereintrags irgendwann aus meinem Kalender. Aus dem „Sommerfest mit Vorstellung der neuen Konfirmanden und Einweihung des neuen Gemeindehauses“ wurde ein „Sommerfest mit Vorstellung der neuen Konfirmanden“. Aber alle können es sehen: Am Gemeindehaus wird weiterhin fleißig gewerkelt, die Büros sollen – nun aber wirklich und ganz bestimmt – in der kommenden Woche umziehen, der Rest des Hauses dann im Juli, und die feierliche Einweihung ist nun für den 26. August geplant. Manchmal kommt es eben anders als man denkt. „Der Mensch denkt, Gott lenkt“ – so sagen wir manchmal. Wir sagen aber auch: „Was lange währt, wird endlich gut.“ Und wenn ich so darüber nachdenke, ist es doch auch richtig so, wie es nun gekommen ist: Wir feiern heute den Gottesdienst unter dem Zirkuszelt. Unter einem Zelt, das gestern erst aufgebaut wurde, und das in ein paar Tagen schon wieder abgebaut wird. „Gottesdienst unbehaust“, so könnte man sagen. Außerhalb der dicken Kirchenmauern. Keine Kirchenbänke, Liturgie-los und ohne Orgel. Dafür aber Natur pur, luftig leicht und mit blitz-blank polierten Posaunen. Ich finde: Wir haben damit heute eine gute Gelegenheit, uns daran zu erinnern, dass wir uns allzu oft in unseren gewohnten Räumlichkeiten einigeln. Wir haben heute eine gute Gelegenheit, auf drei Jahre Gemeindeleben ohne Gemeindehaus zurück zu schauen. Was damals, als wir noch ein Gemeindehaus hatten, für großen Schrecken und Ratlosigkeit gesorgt hat – „werden wir das schaffen ohne eine Gemeindehaus?“ – hat sich als möglich und machbar erwiesen: St. Martin hat die Wüstenzeit ohne eigenes Gemeindehaus fast überstanden und ist in dieser Zeit nicht zusammen gebrochen. St. Martin hat Hilfe erfahren dürfen: Von Seiten der Stadt, die unsere Büros und den Gemeindenachmittag aufgenommen hat, von Seiten anderer Kirchengemeinden, die die Chöre, Gruppen und Kreise und die Konfirmanden beherbergt haben. Von Seiten der Superintendentur, in der viele Sitzungen stattgefunden haben und von Seiten weiterer wohlmeinender Unterstützer, die es gut mit uns gemeint haben. Wir haben eine Zeit erleben dürfen, in der wir erfahren haben, was es heißt, wenn man sich nicht auf seine eigenen Stärken und

Ressourcen verlassen kann, sondern von Gnade abhängig ist. Wir haben eine Wüstenzeit hinter uns. Und damit meine ich nicht das extreme Wetter der letzten Wochen: Extrem heiß und extrem trocken – fast wie in der Wüste. Wir haben eine Wüstenzeit hinter uns, die mich an die Wüstenzeit des Volkes Israel erinnert. Und im Vergleich zu den vierzig Jahren von damals nehmen sich unsere drei Jahre von heute durchaus bescheiden aus.

Wüstenzeit – das bedeutet in der Bibel: Das Volk ist unterwegs. Gott zieht voran, und sein Volk folgt ihm nach. Wüstenzeit bedeutet: Tag für Tag muss sich das Volk auf Gott verlassen. Manchmal knurrt dabei der Magen und man hat Durst, und das macht unzufrieden. Aber dann schickt Gott doch Wachteln und Manna und lässt Wasser aus Felsen hervorquellen. Denn Wüstenzeit bedeutet eben auch: Wenn ich mich auf Gott verlasse, dann kann ich spüren: Er trägt mich. Wenn ich meine Sicherheiten – meine Kirche, mein Büro und mein Gemeindehaus – verlasse und mich Wind und Wetter aussetze, kann ich Gott spüren und kann mich ihm nahe fühlen. Und plötzlich sind andere Sicherheiten da, die ich vorher nicht gesehen habe: Menschen, die mir Obdach gewähren. Menschen, die Rücksicht aufeinander nehmen. Menschen, die Neues wagen und dabei durchaus manches in Kauf nehmen, ohne dabei jedes Mal zu murren wie das Volk Israel in der Wüste. Ich glaube: Erst wer zumindest eine Zeit lang ohne ein festes Haus auskommen musste, weiß das, was er hatte und wieder haben wird, richtig zu schätzen. So ging es jedenfalls auch den Israeliten in der Wüste. Nach vielen Höhen und Tiefen, nach viel Hin und Her, nachdem das Volk ein goldenes Kalb angebetet hatte und Gott schon fast vergessen hatte – fand es doch wieder zu Gott zurück. Es bekam ein Land, und Salomo baute schließlich sogar einen schicken Tempel in Jerusalem. Und als der Tempel schließlich fertig ist und eingeweiht wird, als die Bundeslade mit den zehn Geboten ins Allerheiligste einzieht, da betet Salomo ein Gebet der Einweihung. Und während er betet, stellt er sich und Gott die Frage:

*Sollte Gott wirklich auf Erden wohnen?*

*Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel können dich nicht fassen - wie sollte es dann dies Haus tun, das ich gebaut habe? (1. Könige 8,27)*

Salomo stellt sein eigenes Werk infrage. Er hinterfragt offen, ehrlich und öffentlich das, worauf er solange hingearbeitet hat. Natürlich wünscht er dem neuen Tempel, dass er auf immer und ewig das Haus Gottes bleiben möge und dass Gott dort zu finden sei. Und doch stellt er diesen Wunsch gleichzeitig infrage und bekennt, dass

kein Haus einen Gott fassen kann, der größer ist als der Himmel und aller Himmel Himmel. Ich finde, es zeugt von wahrer Größe, wenn ein König selbst in der Stunde seines Triumphs, demütig Gott um seinen Segen bittet und bekennt, dass Gott größer ist als jedes Werk dieses Königs, und sei es noch so prachtvoll.

Natürlich freue auch ich mich auf unser neues Gemeindehaus und darauf, dass alle Gruppen und Kreise wieder in „ihren“ Räumen unterkommen können. Ich freue mich auf eine Zeit, in der alle Probleme rund um das Thema Gemeindehausneubau vergessen bzw. zu den sprichwörtlichen Akten gelegt sein werden. Aber zugleich bin ich doch dankbar für die Erfahrungen der Wüstenzeit, die wir miteinander machen durften. „Gut, dass einander haben“, das haben wir eben miteinander gesungen. Und ich glaube, wir haben diese Erfahrung wirklich gemacht. Die gute Erfahrung, dass wir uns aufeinander verlassen können. Gott hat uns diese Erfahrung geschenkt. Ich bin Gott dankbar dafür, dass er uns in unserer Wüstenzeit begleitet und geholfen hat. Und ich freue mich auf die Einweihung unseres neuen Hauses in zwei Monaten. Bis dahin wünsche ich Ihnen: Frohe Ferien! Amen